

A portrait of Hardy Hemmi, a middle-aged man with short, light-colored hair, smiling slightly. He is wearing a dark t-shirt. The background is a solid, muted blue color.

Hardy Hemmi

I mag eifach nid!

*Ziemlich lustige Geschichten aus
dem fast ganz normalen Leben des
Comedian Rolf Schmid*

WÖRTERSEH

Hardy Hemmi

I mag eifach nid!

*Ziemlich lustige Geschichten aus
dem fast ganz normalen Leben des
Comedian Rolf Schmid*

WÖRTERSEH

*Wörterseh wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021 bis 2024 unterstützt.*

Alle Rechte vorbehalten, einschliesslich derjenigen des
auszugsweisen Abdrucks und der elektronischen Wiedergabe.

© 2023 Wörterseh, Lachen

Lektorat: Andrea Leuthold

Korrektorat: Brigitte Matern

Umschlaggestaltung: Thomas Jarzina

Foto Umschlag: Dolores Rupa

Layout, Satz und Herstellung: Beate Simson

Druck und Bindung: CPI Books GmbH

Print ISBN 978-3-03763-147-8

ePDF ISBN 978-3-03763-840-8

www.woerterseh.ch

*»Das Leben wird erst
kompliziert, wenn man zu
viel darüber nachdenkt.«*

Rolf Schmid

Inhalt

Ein Vorwort	9
<i>Rolf privat</i> Erstaunliche Geschichten	
Das Sonntagskind	19
Eine Klasse für sich	22
Das schnellste Töffli	27
Eine kleine Schweinerei	30
Ein besonderer Augenblick	33
Mutter kauft ein Kleid	36
Schöne Ferien!	38
Tat und Tatta in Surava	43
Alles über Unterhosen	48
Theater beim Psychiater	54
Im Schatten des Sântis	58
Die Herisau-Liste	63
The St Moritz Diaries	67
Bis der Arzt kommt	72
Das Foxtrott-Experiment	75
Die Retourkutsche	78
Doppelter Dachschaden	82
Das muss Sie nicht interessieren	86
Das Traumpaar der Party	89
Sarah und Sahara	95
Gartenfest mit Gewitter	104
Ich komme auf die Welt	116
Wähen und Wehen	126
Der Pöschtlter im Kreissaal	130

Daniel – Julia – Rom – Paris	141
Alpsegen auf Abwegen	151
Schmetterlingseffekt	162
Die Mutter aller Torten	167

Showbusiness Gelungene Begegnungen

Laudatio aufs Radio	171
Walo Lüönd und ich	175
Rhazünser isch gsünser!	177
Ein Harass kommt selten allein	180
I mag eifach nid	182
Das Hohe-Munde-Brettl	185
Die Gefrorene Zeltblache	189
Die grosse Überraschung	192
Tatort Resort	199

Auf der Bühne Abverreckte Vorstellungen

Ein ganz grosser Künstler	207
Uf Wiederluaga!	212
Voll dazwischen	214
Das Schwingbesen-Fiasko	219
Der Klub der müden Männer	222
Pronto? – Ciao, Maria!	225
Hitzschlag im Tropenhaus	228
Kein Nachwort	231

Ein Vorwort

Wer liest schon das Vorwort, wenn der Buchtitel lustige Geschichten verspricht! Wahrscheinlich kaum jemand. Das finde ich ausgezeichnet, dann brauche ich mir als Autor nämlich nicht übertrieben viel Mühe zu geben. Aber ein paar Seiten will Gabriella, die Verlegerin, natürlich trotzdem. Es gibt keine Alternative. Also für mich.

Sie hingegen haben jetzt zwei Möglichkeiten: Entweder Sie überblättern diesen Text, landen punktgenau bei der ersten Geschichte und sind nach ein paar Zeilen bereits am Schmunzeln. Dafür haben Sie dieses Buch ja schliesslich gekauft. Oder aber Sie ackern sich jetzt mit mir zusammen durch diesen Prolog und sind am Ende dann etwas ratlos, weil Sie von einem so umfangreichen Vorwort doch etwas Gehaltvolleres erwartet haben als das da hier. Und ich weiss, wovon ich spreche und was kommt – ich habs ja geschrieben. Jetzt wäre also ein idealer Zeitpunkt, um sich auszuklinken und zur ersten Geschichte zu springen respektive zu blättern.

Dann halt nicht. Beginnen wir also mit den Personen. Mit Rolf und mit mir. Ich kenne Rolf schon uhuaralang. Über fünf- undzwanzig Jahre. Ich würde sagen, das ist mehr als genug. Und zwar in jeder Beziehung. Und wie so oft ist das Problem der Altersunterschied. Das ist auch bei uns nicht anders. Rolf ist dreizehn Tage älter als ich, befindet sich also in einer ganz anderen Lebensphase. Für mich oft eine echte Herausforderung. Für ihn genauso. Trotzdem haben wir es geschafft all die Jahre. Wir haben uns zusammen tausende Sprüche ausgedacht,

hunderte Nummern geschrieben und zehn Comedy-Programme auf die Bühne gebracht.

Natürlich haben wir nicht nur gearbeitet die ganze Zeit. Wir haben in diesem Vierteljahrhundert auch einige Pizzas gegessen, ein paar Biere getrunken und ein paar Flaschen Rotwein geleert. Dabei hat mir Rolf immer wieder mal die eine oder andere Episode aus seinem teilweise recht turbulenten Leben erzählt. Ja, er hat wirklich einiges erlebt. Das haben andere natürlich auch, aber ich kenne kaum jemanden, eigentlich niemanden, der es so kurzweilig erzählen kann wie Rolf. Er ist eben nicht nur im Scheinwerferlicht der geborene Geschichtenerzähler. Rolf sprudelt und plaudert auch abseits der Bühne mit theatererprobtem Timing und holt als Vollblutkomödiant die Protagonisten seiner Erzählungen mit schauspielerischen Einlagen ins Leben: Gestik, Mimik, das volle Programm. Und plötzlich hört man nicht mehr zu, sondern ist quasi live dabei.

Wenn er schildert, wie er in den frühen Achtzigern im selber umgebauten Toyota-Bus vier Monate durch die Sahara bretterte, wird man jedenfalls schon nach ein paar Sätzen vom Zuhörer zum Beifahrer. Augenblicke später steht man mit ihm in London in der Lobby eines Luxushotels. Er kann kein Wort Englisch. Macht ja nichts. Allerdings ist er nicht als Städtereisender hier, sondern arbeitet als Chef-Pâtissier im »Hilton« und macht jeden Tag sechshundert Desserts für sechs Restaurants. Wenn er es erzählt, möchte man ihm grad zur Hand gehen und ihm sein Soufflé Alaska flambieren. Am Abend nimmt er uns mit ins Londoner Nightlife, wir sitzen mit ihm auf dem Plüschsofa und lernen – Spoileralarm! – auch ganz grosse Popstars kennen. Die Story über London heisst »Das Traumpaar der Party« und ist indeed much interessanter als dieses Vorwort. Also, worauf warten Sie!

Das war, wie gesagt, in Rolfs wilden Achtzigerjahren. Natürlich liegen nicht alle Geschichten so weit zurück. Auch aus seiner späteren Zeit, wieder zurück in der Schweiz, hat der gelernte Bäcker- und Konditormeister immer wieder ein Müschterli auf Lager. Acht Filialen, dreissig Angestellte, zwanzig Jahre. Da kommen nicht nur ein paar zehntausend Bündner Nusstorten und Birnbrote, sondern auch ein paar Dutzend ziemlich lustige Geschichten zusammen. Natürlich sind auch sie längst Geschichte, erwachen in diesem Buch aber für einen Moment wieder zu heiterer Gegenwart. Tönt wie der Werbetext einer Provinzagentur. Ich muss es wissen, denn ich arbeitete fünfundzwanzig Jahre in einer.

Rolfs »I mag eifach nid« ist nicht nur die Pointe seiner bekanntesten Nummer und der Titel dieses Buches. »I mag eifach nid« ist auch der gemeinsame Nenner ganz vieler Geschichten und zieht sich wie ein roter Faden durch Rolfs ganzes Leben. Er hatte auf seinem Weg weiss Gott mehr als genug Gründe, nicht zu mögen: Bereits als zwölfjähriger Bub wurde er in ein Knabeninternat verfrachtet. Vom Vater. Die Bäckerlehre war auch nicht Rolfs Idee, und mit vierundzwanzig den Laden des Vaters zu übernehmen, war ebenfalls nicht sein Lebenstraum. Nie und nimmer. »I mag eifach nid«, hat sich Rolf dabei immer wieder gedacht. Und was hat er dagegen gemacht? Nichts!

Das änderte sich Mitte der Neunzigerjahre, und zwar auf einen Schlag. Rolf hatte genug vom vorgespurten und aufgegleisten Leben, er stellte die Weichen erstmals selber und sortierte seine Existenz neu. Mit sechsunddreissig Jahren – und einer Familie mit drei Kindern – hängte der Bäcker und Konditor seinen Brotheruf an den Nagel und tauschte die Backstube gegen die Bühne. Aus dem Konditor wurde ein Komiker. Respektive ein Kosmetiker, wie ihn ein Dorfbewohner neulich

ansprach: »Gell, Rolf, du bisch doch dä bekannt Kosmetiker?«
Aber sicher doch!

In Rolfs Geschichten passiert oft Absurdes und Unglaubliches. Es sind eben nicht die netten, lustigen, aber auch etwas belanglosen Geschichten, die jeder von uns schon zigfach selber erlebt oder von anderen gehört hat. Rolfs Storys sind nicht selten »eins drüber«. Ein Reigen aus bizarren Figuren in oft ziemlich grotesken Situationen. Kurz, es sind Geschichten, die einfach weitererzählt werden müssen. Das ist ja der eigentliche Sinn von Geschichten und letztlich auch ihr einziger Zweck.

Solche und ähnliche etwas zu komplizierte Gedanken brachten Rolf und mich schliesslich dazu, die eine oder andere besonders bemerkenswerte Episode aus seinem Leben aufzuschreiben. Die ursprüngliche Idee dahinter war, sie vielleicht in einem kommenden Comedy-Programm auf die Bühne zu bringen. Sie aus einem Schulheft wie einen Aufsatz oder wie Memoiren vorzulesen zum Beispiel. So hat das mit unserer Schreiberei begonnen.

Das mit dem Vorlesen fanden wir ziemlich schnell eine ziemlich bescheuerte Idee. Schliesslich ist Rolf auf der Bühne oft ein Derwisch und Zappelphilipp. So liebt ihn sein Publikum. Wer will denn dieses Energiebündel an einem hölzigen Tischli mit einem Messing-Leselämppli sitzen sehen? Kein Mensch! Rolf nicht, sein Publikum nicht und ich auch nicht. Wir haben darum unsere Expedition in die feingeistige Welt der grossartigen Kleinkunst vorerst auf Eis gelegt.

Aber statt aufhören zu schreiben, was jeder normale Mensch getan hätte, was machten wir? Genau, wir schrieben munter weiter! Aber wozu? Wir hatten keine Ahnung! Es machte einfach Spass, und es gab so viele so gute Geschichten! Am Anfang hat mir Rolf einzelne Anekdoten erzählt, dann begann er, seine

Erlebnisse für mich aufzuschreiben. Seitenweise. Und ich habe gestaunt, was er alles Verrücktes erlebt und mitgemacht hat.

Das Staunen war natürlich nicht mein einziger Beitrag. Nachdem ich ausreichend gestaunt hatte, habe ich versucht, aus Rolfs Rohertexten so etwas wie gehobene Literatur zu hobeln. Weil jeder Werbetexter im Kern ja auch ein begnadeter Schriftsteller ist, es gerne wäre oder sich dafür hält. Natürlich bin ich letztlich gescheitert, aber stellenweise war ich wirklich haarscharf nah dran, den einen oder anderen stimmigen Text zu verfassen. Und dann war es dann amigs Rolf, der gestaunt hat, was ich aus seinen Notizen alles herausgeholt habe. Zusammenfassung: Von ihm das Was, von mir das Wie, und lesen dürfen es jetzt Sie. Ja genau, ein vierhebiger Jambus samt Reim. Sie merken es, wir schalten intellektuell einen Gang hoch und legen auch emotional einen Zahn zu.

Reden wir über das Buch. Es ist in der Ich-Form geschrieben. Rolf Schmid nimmt Sie mit auf eine Reise durch sein Leben. Mit seinen Augen sehen Sie seine schwindelerregenden Höhepunkte und werden Zeuge von aberwitzigen Situationen und schrägen Begegnungen. Natürlich nicht nur. Rolf macht auch vor dem Schattental der Missgeschicke nicht halt und lässt in diesem Buch darum auch ein paar seiner kapitalsten Abstürze und peinlichsten Bühnenpleiten Revue passieren. Und das sind im Nachhinein ja sowieso häufig die besten Geschichten.

Das Buch ist eine chronologische Biografie oder vielleicht sogar eine biografische Chronik. Für Normalsterbliche sind es ganz einfach »ziemlich lustige Geschichten aus dem fast ganz normalen Leben des Comedian Rolf Schmid«. Die einzelnen Erzählungen folgen zeitlich zwar aufeinander, sind untereinander aber inhaltlich nicht verbunden. Jede ist in sich abgeschlossen. Das ist sehr praktisch, beispielsweise als Bettlektüre. Sie können

irgendeine Geschichte herauspicken und lesen. Genauso gut können Sie sie aber auch nicht lesen und das Licht löschen.

Doch eigentlich wollte ich in diesem Vorwort ja vor allem von mir reden und meine fünfzehn Minuten Ruhm zelebrieren. Aber dann ist mir nichts dazu in den Sinn gekommen. Beim besten Willen nicht. Okay, ich könnte vielleicht erwähnen, dass ich mit meinen zwei Metern und vier Zentimetern wahrscheinlich einer der grössten zeitgenössischen Autoren bin. Aber das wird ja sowieso niemand ernsthaft bestreiten. Also kann ich auch darauf verzichten, es zu erwähnen. Alles, was Sie sonst noch über mich wissen müssen, steht in der Umschlagklappe. Und was dort nicht steht, geht Sie nichts an. Damit wäre das also auch gesagt, fast etwas überdeutlich, finde ich.

Bald haben Sie das Vorwort geschafft. Das Ende naht, ein guter Zeitpunkt, um noch einmal auf den Start dieses Projektes zurückzukommen. Rolf und ich hatten zu Beginn unserer Schreiberei null Ahnung, was daraus werden sollte. Keine Bühnenkunst, nur so viel war ja bald klar. Als unser Manuskript dann schon richtig fett war, tauchte irgendwann, quasi aus dem Nichts, der naheliegendste Gedanke auf: ein Buch! Doch wollten wir das, geschweige denn, konnten wir das überhaupt? Ist ja schon etwas anderes als ein Schulaufsatz übers Pfadilager am Pfingstwochenende. Vor allem umfangreicher. Das hat uns dann schon leicht verunsichert. Aber die hübsche Schwester der Unsicherheit ist die Möglichkeit; die hässliche Schwester der Sicherheit hingegen ist die Langeweile. Wir haben uns für die Unsicherheit und gegen die Langeweile entschieden. Denn darauf, uns zu langweilen, hatten Rolf und ich noch nie besonders Bock. Und es gibt ja eigentlich auch keinen Grund, sich zu langweilen, solange man neugierig ist und es Dinge gibt, die man noch nie gemacht hat. Gell! Und damit sind wir jetzt definitiv in den

seichten Niederungen der trivialen Lebensweisheiten angekommen. Das ist aber nicht so ein Buch. Darum ist jetzt Schluss.

So, und jetzt lesen Sie endlich die erste Geschichte. Oder irgendeine andere. Sie merken ja selber, dass dieser Text auf den letzten Seiten nur noch länger, aber nicht mehr wesentlich schlauer geworden ist. Aber ab jetzt wirds besser, versprochen. Ich hoffe, Sie haben beim Lesen so viel Spass, wie ich beim Schreiben hatte.

Hardy Hemmi, im nasskalt verregneten Mai 2023

Rolf privat

Erstaunliche Geschichten

Das Sonntagskind

April 1959. In einer Küche, irgendwo auf dem Land begann meine Geschichte. Mittags zwischen zwölf und halb eins. Im Hintergrund knisterte Radio Beromünster, die Gratulationen. Die Geburtstagskinder hiessen Anna oder Hans. Abwechselnd wurde der Marsch »Alte Kameraden« und ein Männerchor mit »Die alten Strassen noch« gewünscht. Um halb eins kamen die Mittagsnachrichten. Mein Vater Conradin war seit fünf Uhr auf den Beinen. Josefina, meine Mutter, war im neunten Monat schwanger.

Mein Vater sass bereits und wartete. Sein Platz war am Kopfende des Tisches. Der Platz meiner Mutter war die Vorderseite des Herdes. Dort stand sie jetzt, fischte zwei Engadiner aus dem heissen Wasser und legte sie auf die Teller. Dann drapierte sie etwas Kopfsalat zu den Würsten und servierte diesen fettigen Vorläufer des Fitnesstellers. Jetzt endlich konnte auch sie sitzen. Aber nur kurz. »He!«, begann mein Vater, er sagte nie »du« oder »Josefina« oder gar »Fina«. Immer nur »he«. Ich dachte sehr lange, He sei der Vorname meiner Mutter. »He – haben wir noch Senf?«, fragte mein Vater also und schob der Mutter das fast leere Senfglas über den Tisch. Meine Mutter nahm es, stellte es beiseite und schaute im Schrank nach. Leider nichts. Aber in unserem Laden unten oder im Lager im Keller hatte es natürlich noch ganze Regale voll. Und was waren schon zwei, drei Stockwerke. Mein Vater wartete, meine Mutter ging. Nach einer Weile kam sie wieder, öffnete das neue Glas und stellte es auf den Tisch. Jetzt konnte auch sie endlich sitzen mit ihrem runden Bauch.

Sie assen. Sie schwiegen. Nicht weil etwas zwischen ihnen nicht gestimmt hätte. Beim Essen wurde damals nicht geredet. Ich glaube, es wurde generell weniger geredet. Einfach nur das Allernötigste. Das reichte ja auch. Engadiner mit Salat. Das reichte ebenfalls. Und das gab es bei Schmidts fast jeden zweiten Tag, weil eine Wurst ziehen lassen keine Arbeit machte und die Mittagspause kurz war.

Meine Mutter hatte ziemlichen Appetit. Mein Vater grübelte die ganze Zeit angestrengt an etwas herum. Dann hatte er es endlich beisammen und fing an: »He – also es ist folgendermassen«, er schaute kurz vom Teller hoch, »es sollte also schon ein Bub werden. Die Backstube, der Laden und vor allem wegen später: Die ganze Nachfolge et cetera pp. Also etwas anderes als ein Bub kommt von mir aus eigentlich nicht infrage. Gell, es wird schon ein Bub, oder?«

Meine Mutter schaute ihn an und nickte wortlos. Ja, was hätte sie schon sagen können? Und was machen? Es würde dann halt werden, was es werden würde. So war es schon immer. Was für eine Idee!

Sie assen weiter. Aber da war noch etwas. Diesmal machte der Vater sogar eine Pause mit Essen, legte Messer und Gabel auf den Tellerrand und sagte: »He – und wenn ich grad dabei bin: Wenn das Kind am Samstag käme – also wenn das möglich ist –, das wäre natürlich ideal. Weil am Montag kommt ja der Lastwagen von der Usego mit einer grossen Lieferung. Und alles alleine abladen und versorgen wird mir langsam einfach zu streng.« Ein durchaus verständlicher Wunsch, schliesslich war mein Vater fünfzehn Jahre älter als meine Mutter. Er war mitten im Weltkrieg auf die Welt gekommen, und zwar nicht im zweiten. Meine Mutter nahm den Wunsch zur Kenntnis, sagte aber nichts. Ihr fiel auch zu seinem zweiten Anliegen beim besten Willen nichts ein.

Ein Bub am Samstag, ein Lastwagen am Montag. Wäre das also geklärt. Jetzt hatte der Vater alles gesagt, was ihm auf dem Herzen lag, die Wochenplanung erledigt, die Zukunft der Bäckerei organisiert und die Thronfolge der Dynastie gesichert. Und fertig gegessen hatte er inzwischen auch. Er trank sein Glas leer und wischte sich mit der Serviette flüchtig den Mund ab. Dann stand er auf, ging einen Stock höher, legte sich hin und machte dort wie jeden Tag ein Nickerchen. Meine Mutter holte sich noch eine halbe Wurst und etwas Salat, schüttelte den Kopf und strich mit der Hand über ihren Bauch.

Ich bin dann tatsächlich ein Bub geworden. Das hat meine Mutter also richtig gemacht. Und das mit dem Samstag habe ich vermasselt. Ich habe mich ein bisschen quergestellt und extra noch einen Tag gewartet. Erstens, um ein Sonntagskind zu werden, und zweitens wollte ich nicht, dass meine Mutter am Montag den riesigen Usego-Laster fast alleine abladen musste.

Auf einen Vornamen hatten sich meine Eltern längst geeinigt. Nein, es war nicht Rolf, sondern Max. Ich sollte also Max Schmid heissen. Während meine Mutter im Kreissaal des Frauenspitals Fontana in Chur in den letzten Wehen lag, tigerte mein Vater – was für ein Klischee! – nervös im Spitalgang auf und ab und wartete. Irgendwie fiel ihm dort ein Zündholzbriefchen in die Hand: »Dr. iur. Rolf Schmid, Notariat und Anwaltskanzlei« stand da oder »Dipl.-Ing. Rolf Schmid, Bauberatungen, Generalunternehmen«. Was genau, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Etwas Mehrbesseres halt, in Kombination mit Rolf als erfolgsversprechendem Vornamen. Wenn das kein Zeichen war! Mein Vater sagte »Rolf«, meine Mutter hatte wieder einmal nichts zu sagen, der Name Max war gestorben, Rolf Schmid war geboren.

Eine Klasse für sich

Das Dorf war wirklich klein. Sehr klein. Kindergarten gab es keinen, und am ersten Schultag waren wir nur zu zweit: Willi Moser und ich. Er war schon ein Jahr älter, aber für die Schule bis jetzt zu dumm gewesen. Das sagten alle. Man hätte Willi auch fördern können, aber ihn ein Jahr warten zu lassen, machte weniger Arbeit, also hatte man sich so entschieden.

Ob ich genug schlau war, weiss ich nicht. Es stand auch nie zur Debatte. Ich war der Sohn des Dorfbäckers und Ladenbesitzers. Ja, mein Vater war jemand. Willis Vater hingegen war ein Jenischer, also niemand. So wars halt damals. Moser musste ein Jahr auf seinen Schulstart warten. Es gibt Schlimmeres.

Ihm war das sowieso egal, und für mich passte es perfekt: Erstens wurde er mein allerbestester Schulfreund, und zweitens wurde ich vom ersten Tag an immer mit ihm verglichen. Und egal, wie schwach meine Leistungen waren, er war immer schlechter als ich, und zwar viel schlechter. Neben seinem Nichtkönnen – das letztlich nichts anderes als ein geschickt getarntes Nichtwollen war – sahen selbst meine bescheidensten Bemühungen ganz passabel aus. Ende Schuljahr wechselte ich in die zweite Klasse. Moser blieb sitzen. Für niemanden eine Überraschung. Und alle sagten wieder dasselbe: Er habe es halt einfach nicht drauf. Ich wusste es besser: Willi wollte nicht. Und er glänzte auch nicht mit übertrieben regelmässigem Schulbesuch. Aber zu Hause Handorgel spielen, das wollte und konnte er. Er spielte schon als Achtjähriger virtuos wie ein Grossmeister. Das nützte ihm in der Schule natürlich wenig. Er war auch

noch in der ersten Klasse, als ich zwei Jahre später die dritte beendete und in die vierte kam.

Ich weiss es nicht, aber vielleicht hätte mein Freund Willi halt auch weniger rauchen sollen. Fast ein Päckli an manchen Tagen ist für einen Primarschüler wohl doch an der oberen Grenze. Aber gell, das muss letztlich jeder selber wissen. Moser raucht übrigens immer noch. Und durchs Leben gekommen ist er auch, und zwar gar nicht mal so schlecht. Seinen Namen schreiben kann er zwar immer noch nicht, die Autoprüfung hatte er seinerzeit trotzdem im ersten Anlauf bestanden. Er ist einer von denen, die es nicht wegen, sondern trotz der Schule geschafft haben im Leben.

Ich meisterte meine sechs Primarschuljahre ohne allzu grosse Probleme. Das lag nicht nur an mir, sondern auch an Josefa, der Verkäuferin in der Bäckerei meines Vaters. Denn Sefa, wie sie von allen genannt wurde, stand nicht nur im Laden, sondern war gleichzeitig unser Kindermeitli und sorgte für meine kleine Schwester Klara und mich. Sefa half mir oft bei den Hausaufgaben. Das klappte am Anfang gar nicht so schlecht. Sie konnte mir viele Sachen sehr gut erklären und wurde auch nicht böse, wenn ich einmal etwas länger brauchte, weil ich nicht alles auf Anhieb begriff. Das änderte sich später. Nein, böse wurde sie nie, aber ungeduldig, und zwar sehr. Kein Wunder, meine Langsamkeit ging nicht selten auf Kosten ihrer freien Zeit.

Wenn ich Rechenaufgaben zu lösen hatte, wartete sie irgendwann meine zögerlichen Resultate gar nicht mehr ab, sondern nahm buchstäblich das Heft in die Hand und füllte einfach alles aus. In einem Zug von oben bis unten: Drei und acht gleich elf, fünf mal vier gibt zwanzig, zwölf durch drei sind vier. Das ging amigs ratzfatz! Ich sass daneben und staunte Bauklötze. Später sass ich dann nicht mehr daneben. Ich gab Sefa die Stöcklirech-

nungen und ging spielen. Oder, was mit zunehmendem Alter immer häufiger vorkam, dem Vater in der Bäckerei helfen. Wenn ich zurückkam, war alles erledigt. Natürlich blitzsauber und fehlerfrei. Und so ging das nicht nur mit den Rechenaufgaben. Nein, Sefa verfasste auch meine Aufsätze. Und ich gab in der Schule ab, was sie geschrieben hatte. Nicht etwa raffiniert in meine wackelige Primarschul-Schnüerlischrift übersetzt, sondern genau ihre Zeilen. Der Aufsatz eines achtjährigen Knirpses in der schwungvollen Schrift einer dreissigjährigen Verkäuferin. Das ging das erste Mal gut – und alle anderen Male auch! Ich wundere mich noch heute, wieso nie jemand etwas sagte. Der Bschiss war ja mehr als offensichtlich. Ich denke, Familie Moser wäre damit niemals durchgekommen.

Ab der zweiten Klasse, Willi war ja sitzen geblieben, war ich dann eine Klasse für mich. Ich sass ganz allein in einem Bänkli mitten im Schulzimmer. Vor mir die Reihen mit den Jüngeren, hinter mir die Reihen mit den Älteren. Der Lehrer musste also drei verschiedene Stufen parallel unterrichten. Am Anfang hatte er es noch versucht, dann wurde es ihm irgendwann doch zu viel. Eines Tages brachte er ein grosses Spulentonbandgerät in die Schule. Das stand jetzt vorne auf einem Tischli neben seinem Pult. Von dieser Bandmaschine führte ein dickes, braunes Kabel am Boden zwischen den Bänken der Erstklässler hindurch bis zu mir, wo es mit Klebstreifen an meiner Bank befestigt war. Am Ende des Kabels war einer dieser imposanten Stereokopfhörer der Sechzigerjahre mit Hörmuscheln so gross wie zwei Bürli.

Während der Lehrer die Jüngeren und die Älteren sozusagen live unterrichtete, knisterte und brutzelte bei mir eine Geografiestunde oder eine Naturkundelection aus dem Hörer. Manchmal aber auch Kopfrechnen oder ein Diktat, das er am Vorabend